



Heimatblätter aus dem Zabergäu

Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heft 3, Jahrgang 1989

Herausgeber:
Zabergäuverein, Sitz Güglingen

Die *Hauptversammlung 1989* des Zabergäuvereins

wird am 15. Oktober 1989 in Zaberfeld stattfinden.

Beginn: 14.00 Uhr

Veranstaltungsort: Vereinsheim des Sportvereins SC Zaberfeld

Programm: I. Geschäftlicher Teil

1. Bericht der Amtsträger und der Kassenprüfer
2. Antrag auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages
3. Verschiedenes

II. Vortrag von Herrn Volker Dühning „Die Florakartierung der Gesamtgemeinde Zaberfeld. Erfassung und Schutz gefährdeter Pflanzenarten“

Bereits am Vormittag wird unter Leitung von Herrn Bürgermeister Wulf-Karl Krafft und Herrn Volker Düring ein Gang zum Michelbachsee stattfinden.
Treffpunkt: 11.00 Uhr beim Vereinsheim des SV Zaberfeld.

Gelegenheit zum Mittagessen besteht im Vereinsheim.

Wilhelm Hans Wöhr, Maler und Grafiker aus Eibensbach

von Otfried Kies

Als der Münchener Maler Franz Siegele 1910 das Unterland und das Zabergäu bereiste, um einen Zyklus von Bildern zu schaffen, der für unsere Landschaft werben sollte — die danach gefertigten Ansichtspostkarten gehören zum Schönsten, was es hierzu gibt —, wurde ihm von der Adlerwirtin zu Eibensbach, in deren Haus er wohnte, ein zwölfjähriges Büble vorgeführt mit der Bitte, dessen künstlerische Arbeiten zu prüfen.

Das Büble war Wilhelm Hans Wöhr. Der Sohn von Friedrich und Sophie Wöhr, einer Wengerterfamilie, brachte eine Mappe mit Zeichnungen und Gemälden mit, die den renommierten Maler äußern ließen: „Bub, du mußt weitermachen!“ Und als ihm der so gelobte Bub bei seiner Ausstellung im Güglinger Rathaus half und Siegele sein Verständnis und seine Leidenschaft für künstlerische Äußerungen beobachten konnte, wurde dem Maler immer klarer, daß Wilhelm Wöhr nach München müsse, dessen Kunstakademie der entsprechende Ausbildungsort schien.

Bis dahin war die „Malerlaufbahn“ Wilhelm Wöhrs nicht sehr aufregend gewesen. Der Eibensbacher Schullehrer war der erste, dem Wöhrs Talente auffielen, und er förderte ihn, indem er ihn mit Papier und Bleistift und anderem Zeichenbedarf versah, was für den armen Wengerterbuben nahezu unerschwinglich war, und ihm wohl auch hin und wieder einen väterlichen Rat gab. Ein anderer wichtiger Förderer des Buben war damals sein Bruder Emil, der selber gern und liebevoll malte und den jüngeren gegen die Eltern unterstützte, die es lieber gesehen hätten, wenn Wilhelm Bauer und Weingärtner geworden wäre, statt „brotlosen“ Künsten nachzuhängen, denn wie weh Hunger tun kann, das wußte man im Hause Wöhr.

Nachdem Wilhelm Wöhr 1912 die Schule verließ, hätte er gern das von Siegele empfohlene Kunststudium in München begonnen, aber die Eltern legten ein Veto ein — dazu reichte es einfach nicht. Emil rettete für ihn, was zu retten war: In Güglingen konnte Wilhelm eine vierjährige Goldschmiedelehre absolvieren, die seinen künstlerischen Fähigkeiten wenigstens in gewissem Umfang ein Betätigungsfeld verschaffte.

In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete Wilhelm Wöhr im elterlichen Betrieb mit, konnte aber auch 1919 bis 1924 an der Kunstgewerbeschule in Stuttgart seine Fähigkeiten weiter schulen. Von einem Studium an der Stuttgarter Kunstakademie, zu deren Aufnahmeprüfung er sich schon vorbereitete, wurde ihm abgeraten: Er solle sich „außerhalb der Akademie weiterbilden“. So bildete sich Wöhr — weit entfernt, sich durch diese Bemerkung abschrecken zu lassen — autodidaktisch weiter, pflegte Kontakte zu Künstlern, die weniger arrogant als die Akademiekünstler reagierten, und lernte von ihnen und den damals in ihrer Vorbildhaftigkeit erkannten französischen Impressionisten und Naturalisten. Eine besondere Meisterschaft entwickelte Wöhr in Holz- und Linolschnitten, die die ganze Kraft seines künstlerischen Sehens in sich tragen. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten zu seinen fruchtbarsten. Damals war er bei der Schwäbischen Landes-

ausstellung in Stuttgart, im Albrecht-Dürer-Haus in Schwäbisch Hall und in Brackenheim mit Werken vertreten; in den Blättern des Zabergäuvereins erschien die Blüte seiner Holz- und Linolschnitte. (Mit Bedauern müssen wir heute zugeben, daß man damals seine Leistungen zwar gern entgegennahm – zu offensichtlich war der künstlerische Charakter – aber doch recht ungern honorierte und schon einmal um 10 Mark wegen eines Schnittes stritt.)

Wäre nicht Wöhrs unheimlicher Fleiß gewesen, der ihn zu höchster Produktion anhielt, hätte seine Kunst ihm nicht einmal die benötigten Mittel zur Produktion beschaffen können. Wöhr war zu bescheiden, um die Preise zu fordern, die – vor allem, wenn wir sehen, was heute selbst für Anfängerarbeiten bezahlt werden soll – auch nur im entferntesten angemessen gewesen wären. Sein und seiner Familie tägliches Brot erwarb der Künstler daher zwischen 1933 und 1939 als Werkschreiber bei Amann in Bönningheim und danach bei Dynamit Nobel in Clebronn (mit Unterbrechung) bis zur Pensionierung 1963.

Dieser Zwang, das Brot anderswo zu verdienen, ließ Wöhr aber auch die Freiheit, seine Kunst ganz den Dingen zu widmen, die er liebt: Und das waren die Natur- und Kunstdenkmäler seiner Zabergäuheimat. Er wurde nicht Heimatkünstler im beschränkten Sinn des Wortes, aber ein Künstler, der aus, mit und in der Heimat lebt – hierin Hölderlin vergleichbar, den die Liebe zum „Thal des Nekars“ auch nicht von Höhenflügen dichterischer Phantasie abhielt, sondern dem sie im Gegenteil die Schwingen stärkte. Der Kunst Wöhrs verdanken wir Darstellungen aus Unterland und Zabergäu, die infolge der Veränderungen in den letzten achtzig Jahren selber schon wieder Dokumente der Landesgeschichte geworden sind. Mancher Anblick, den er liebevoll immer wieder gezeichnet, geschnitten, gemalt hat, ist längst planiert, saniert, weggeputzt – aber vielleicht ein „Vor“bild, wenn wir uns eines Tages wieder daran machen sollten, unsere allzu stark bloß ökonomischen Zwecken ausgelieferte Landschaft wieder zu einer Heimat zu machen.

Anfänglich in seinem Haus in Eibensbach (Le Corbusiers Baudeen haben daran gewirkt), seit 1983 bei seinem Pflegesohn in Frauenzimmern, verbringt der Künstler, nun schon über neunzig Jahre alt, seinen Lebensabend: Zwar malt seine zitternd gewordene Hand uns kein Bild mehr, aber in den Herzen seiner Bewunderer hat er ein unvergängliches Museum seiner Kunst errichtet.

„Feierabendziegel“ – Verzierte Dachziegel des 18. und 19. Jahrhunderts aus Schwaigern

von Reinhard Rademacher

Im Besitz des Karl-Wagenplast-Museums in Schwaigern befinden sich mehrere verzierte Dachziegel des 18. und 19. Jahrhunderts. Diese Dachziegel stammen aus der ehemaligen Sammlung des 1978 verstorbenen Schwaigerner Weingärtners und Heimatforschers Karl Wagenplast (1), dem aufgrund seiner Verdienste um die Erforschung der Geschichte seiner Heimatgemeinde 1966 die Ehrenmedaille der Stadt Schwaigern verliehen wurde.

Die hier vorgelegten Dachplatten lagen auf den Dächern verschiedener u. a. zum Abbruch bestimmter Häuser in der Altstadt Schwaigerns und wurden durch das Eingreifen Wagenplasts während den Bauarbeiten vor der Zerstörung bewahrt.

1. Dachziegel : Kopfende mit 5 Querfurchen, bis zum unteren Ende 6 breite Längsfurchen, die äußeren herzförmig zusammenlaufend, rot-grau gefleckt.

Länge 39,0 cm ; Breite Kopfende 15,5 cm, unteres Ende 15,5 cm (ohne Abbildung).

2. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen, bis zum unteren Ende durch eng beieinanderliegende Wellenlinien verziert (Kammstrich), rot-grau gefleckt.

Länge 34,0 cm ; Breite Kopfende 16,4 cm, unteres Ende 16,2 cm (Abb. 1).

3. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen, an den Längsseiten jeweils zwei Halbkreise aus doppelten Furchen, im freien Feld zwischen diesen Ziermustern eingeritzt „KB“, unteres Ende kaum gerundet, rot-grau gefleckt.

Länge 34,4 cm ; Breite Kopfende noch 15,5 cm (ausgebrochen), unteres Ende 16,0 cm (Abb. 2).

4. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen, Längsfurchen bis zum unteren Ende, in der Mitte eingeritzt die Jahreszahl „1783“, darunter Buchstaben mit außenliegenden und dazwischengeschobenen Punkten „.C.F.S.“, rot-grau gefleckt, beim Brand stark verzogen.

Länge 38,0 cm ; Breite Kopfende 16,5 cm, unteres Ende 16,0 cm (Abb. 3).

5. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen und eingeritzter Jahreszahl „1763“, entlang der Außenseiten jeweils drei halbe Strahlensonnenmotive, ein weiteres am unteren Ende, im freien Raum in der Mitte zwei längs verlaufende Wellenfurchen, rot-grau gefleckt.

Länge 38,0 cm ; Breite Kopfende 16,5 cm, unteres Ende 16,0 cm (Abb. 4).

6. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen und eingeritzter Jahreszahl „1891“, übrige Fläche in zwei glattgestrichene Zonen unterteilt, davon eine mit parallelen Längsfurchen bis zum unteren Ende gefüllt, in der anderen längs eingeritzt „J. Leis“, rot-grau gefleckt.

Länge 38,0 cm ; Breite Kopfende 16,4 cm, unteres Ende 16,4 cm (Abb. 5).

7. Dachziegel : Glattgestrichene, am Kopfende in den Ecken jeweils ein gevierteltes Strahlensonnenmotiv, dazwischen eingeritzt „PFÄFFLE“, am unteren Ende in den Ecken jeweils ein gevierteltes Strahlensonnenmotiv, an den Längsseiten je ein halbes Strahlensonnenmotiv, im freien Raum eingeritzter Lebensbaum mit Blüten, in einem Wasserbehälter stehend, oberhalb des Gefäßes auf beiden Seiten verteilt die Jahreszahl „1876“, rot-grau gefleckt.

Länge 30,5 cm ; Breite Kopfende 16,5 cm, unteres Ende 16,2 cm (Abb. 6).

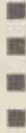
8. Dachziegel : Kopfende mit mehreren Querfurchen und durch Ritzlinie abgegrenzt, darin eingeritzt „Schwaigern, den 17. Okt. 1876“, Längsfurchen bis zum unteren Ende, darin eingeritzt „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“, darunter quer geritzte Wellen- und Schlaufenlinie, am unteren Ende in der Mitte zwei gekreuzte Zieglerformen und zwei kurze Ritzlinien, zu beiden Seiten verteilt die Jahreszahl „1876“, Ecke ausgebrochen, rot-grau gefleckt.

Länge 35,0 cm ; Breite Kopfende 16,2 cm, unteres Ende 16,2 cm (Abb. 7).

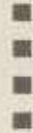
Spätestens seit dem Beginn der Neuzeit wurden im süddeutschen Raum vorrangig flache Dachplatten hergestellt, deren unteres Ende leicht abgerundet war (2). Nach ihrer Form wurden sie als „Biberschwänze“ bezeichnet. Diese Biberschwanzziegel liefen ursprünglich spitz aus, wie einige Dachplatten des 12. Jahrhunderts aus dem Kloster Hirsau zei-



1.



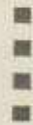
2.



3.



4.



5.



6.



7.



gen. Der Übergang zu den Biberschwänzen mit mehr oder weniger abgerundeten unteren Enden dürfte im späten Mittelalter liegen (3).

Bei der Herstellung der Biberschwanzziegel wurde der zuvor besonders aufbereitete Lehm in Formen glattgestrichen. Anschließend reichte der Ziegler die frisch gestrichenen Dachplatten zum Trocknen auf großen Gestellen auf. Nach dem völligen Austrocknen erfolgte dann der Brennvorgang in den Ziegelöfen. Das Tagespensum eines Zieglers lag bei etwa 800 bis 1000 Dachplatten. Durch verschiedene Zieglerordnungen wurde seit dem 16. Jahrhundert immer wieder versucht, die Maße der Zieglerwaren sowie deren Preise zu kontrollieren und zu regeln (4).

Mit dem Beginn der industriellen Ziegelherstellung und der Einführung neuer Techniken seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte der allmähliche Niedergang der handwerklichen Herstellung von Dachziegeln ein.

Der überwiegende Teil der Dachplatten aus der Tagesproduktion eines Zieglers wurde glatt verstrichen, denn für die Herstellung größerer Mengen verzierter Stücke wäre der Aufwand zu groß gewesen. Die verzierten oder beschrifteten Dachziegel wurden deshalb meist am Ende eines Arbeitstages hergestellt. Aus diesem Grund werden sie in unserem Raum als „Feierabendziegel“ bezeichnet. Aus Schlesien kennt man für verzierte Dachziegel die Bezeichnungen „Kunststeine“ oder „Sinnsteine“ (5).

Die Verzierungen wurden sicher zum einen auf Bestellung der Bauherren angebracht, doch scheinen die Motive und Schriftzüge auch auf die Initiative einzelner Ziegler hinzuweisen.

Der im Katalog unter Nr. 1 aufgeführte Dachziegel ist mit dem sog. „laufenden Hund“ verziert. Der am Rand der Dachplatten mit dem Daumen gezogene Wasserstrich wurde bei dieser einfachen Verzierungsart mehr oder weniger parallel zur Mitte hin wiederholt (Abb. 3). Eine ähnliche optische Wirkung zeigt eine mit Hilfe eines Kammes hergestellte flächendeckende Wellenlinienzier (Abb. 1).

Nach der Abnahme der Ziegelform strich der Ziegler meistens mit der flachen Hand über das Kopfende des noch feuchten Dachziegels. Die so entstandenen Querfurchen (Abb. 1–5, 7), die am gedeckten Dach vom darüberliegenden Ziegel verdeckt waren, werden „Kopfstrich“ genannt (6).

Unter den Dachplatten aus Schwaigern befinden sich einige Stücke, auf denen der jeweilige Ziegler seinen Namen oder seine Initialen sowie das Herstellungsjahr mit einem Holzgriffel eingeritzt hat (Abb. 2, 3, 5, 6).

Ein immer wieder zu beobachtendes Ziermotiv ist das Sonnenmuster. In Schwaigern ist es auf zwei Dachplatten in Form von Viertel- und Halbsonnen vertreten (Abb. 4, 6). Diese eingestempelten Verzierungen wurden auch als „Hexenbesen“ bezeichnet und dienten daher als Schutz gegen bösen Zauber (7). In die gleiche Richtung weisen eingeritzte Pentagramme (Drudenfuß) und Hexagramme (Davidstern) auf Dachziegeln. Das Sonnenmuster und den Drufenfuß findet man in vielen Regionen häufig auch über Haustüren und Scheunentoren.

Auf einem der beiden mit Sonnenmustern verzierten Schwaigerner Dachziegel ist in der freigebliebenen Innenfläche ein in einem Wasserbehälter stehender Lebensbaum eingeritzt (Abb. 6). Das Gefäß soll die Quelle des Baumes symbolisieren. Auch hier ist an eine heilwirkende Kraft des Motivs zu denken. Ähnliche Verzierungen kennen wir etwa von Dachziegeln des 18. Jahrhunderts aus Dettenhausen (Lkr. Tübingen) und aus Neu-Isenburg bei Frankfurt (8).

Nicht selten sind auf den Feierabendziegeln auch Sinnsprüche mit christlichem Inhalt zu finden. Auf einem Ziegel aus Schwaigern heißt es entsprechend: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ (Abb. 7). Darunter ritzte der Ziegler zwischen die Jahreszahl zwei gekreuzte Zieglerformen ein. Dieses Motiv diente allgemein als Handwerkszeichen der Ziegler.

Es wäre sicher interessant und lohnend, in einer umfangreicheren Arbeit über die Quellen des Stadtarchivs der Gemeinde Schwaigern weitere Informationen zu den Ziegelhütten

zusammenzustellen und somit Licht in einen längst ausgestorbenen Handwerkszweig am Ort zu bringen. Auf diesem Weg ließen sich auch die Dachziegel aus Schwaigern näher datieren und möglicherweise bestimmten Hütten bzw. Zieglern zuweisen (9). Bei der Renovierung alter Häuser sollten die Bauherren und auch die Baufirmen darauf achten, daß solche verzierten Dachziegel als Zeugen eines einst bedeutenden Handwerks möglichst unbeschädigt von den Dächern geborgen werden.

Anmerkungen

- 1) 11. 4. 1904—2. 12. 1978.
- 2) E. Fleck, Eine Ziegelordnung vom Jahr 1585. *Die Ziegelindustrie* 13, 1955, 522 ff. — K. Hillenbrand, Dachziegel und Ziegelhandwerk. *Der Museumsfreund* 4/5, 1964, 7 ff. bes. 10. — W. Wittmann, Rottweiler Dachziegel (1985) 31.
- 3) Hillenbrand (wie Anm. 2) 10. Taf. 3, 5, 6. — Wittmann (wie Anm. 2) 44 f. Am Beispiel der Ziegelproduktion in Rottweil wird gezeigt, daß jedoch auch noch im 17. und 18. Jahrhundert regional Dachplatten mit spitzem unteren Ende hergestellt wurden.
- 4) Hillenbrand (wie Anm. 2) 46 f. U. a. Zieglerordnung von 1556 in der Markgrafschaft Baden, Zieglerordnung des Herzogs Friedrich von Württemberg von 1598, Württembergische Ziegelordnung von 1655.
- 5) Hillenbrand (wie Anm. 2) 42, 46.
- 6) Hillenbrand (wie Anm. 2) 15 f.
- 7) Hillenbrand (wie Anm. 2) 31. — Wittmann (wie Anm. 2) 59.
- 8) Hillenbrand (wie Anm. 2) 31. Abb. 80 und Abb. 81 sowie Taf.
- 9) So ergibt sich z. B. aus einem Gerichtsprotokoll von 1826, daß schon 1825 an der Gemminger Straße eine Ziegelhütte bestand, die von einem Ziegler Leibbrand gegründet wurde und die zu diesem Zeitpunkt zu halbem Anteil dessen Schwiegersohn Pfäffle gehörte. Vermutlich geht der Dachziegel mit der Jahreszahl 1876 und dem eingeritzten Namenszug „PFÄFFLE“ auf diese Hütte zurück.

Die Mühlen von Pfaffenhofen

von Gerhard Abfahl

Die Anfänge der beiden Mühlen von Pfaffenhofen sind unbekannt, doch reicht ihre Geschichte ins Mittelalter zurück. Die untere, auch Bürgermühle genannt, liegt am westlichen Rand des Dorfes, wohl außerhalb der einstigen Ummauerung. Die obere, später Bogersmühle genannt, befindet sich einige hundert Meter vom Dorf entfernt noch auf Pfaffenhofener Markung inmitten von Feldern und Wiesen.

Die älteste Urkunde über eine Mühle in Pfaffenhofen stammt aus dem Jahr 1427. Die Urkunde ging zwar im letzten Weltkrieg verloren, aber aus dem erhaltenen Regest ist zu entnehmen, daß Graf Ludwig I. von Württemberg sie damals als Erblehen ausgeliehen hat. Diese Angabe läßt vermuten, daß es sich hier um die untere Mühle handelte, denn sie begegnet über lange Zeit als Bestandsmühle. Wie Württemberg in ihren Besitz kam, ist nicht überliefert, doch dürfte dies im Zusammenhang mit dem Erwerb des Dorfes im 14. Jahrhundert geschehen sein. Das könnte auf ein noch wesentlich höheres Alter der Mühle hinweisen.

Die zweite Nennung einer Mühle (wohl gleichfalls der unteren) stammt von 1456. Erst aus dem Lagerbuch von 1484 erfahren wir etwas Genaueres über beide Mühlen. Die untere unter Jörg Müller hatte an Abgaben zu liefern: 1 Pfund Heller, 2 Malter Korn, 3 Malter Roggen, 1 Simri Musmehl (zur Breibereitung) und 2 junge Hühner. Die obere Mühle war geldlich stärker belastet (4 Pfund Heller), hatte aber dafür weniger an Naturalien abzugeben ($\frac{1}{2}$ Malter Korn und 2 Malter Roggen). Die untere Mühle wurde als Bestandsmühle an Müller verpachtet, während die obere Mühle sich in Privatbesitz befand. Ihre frühe Geschichte liegt im Dunkel, doch wäre es möglich, daß sie einst zum „Dorf“ Rodbach (Rodenbach) gehörte, das einmal selbständig gewesen sein muß, da es noch 1540 einen eigenen Schultheißen hatte. Auch die Oberamtsbeschreibung Brackenheim zieht sie zu Rodbach.

Die untere Mühle war im 16. Jahrhundert bereits in den Besitz der Gemeinde Pfaffenhofen übergegangen, wie ein Eintrag im Lagerbuch von 1529 ausweist (durch Kauf oder Tausch). Der Name des Müllers wird nicht genannt, dagegen hieß der Müller der oberen oder Bogersmühle Matthias Merck. Beide Mühlen waren weiterhin der Herrschaft zu Zins verpflichtet, auch gehörten zu ihnen eine Anzahl von Äckern und Wiesen. Jede Mühle hatte zwei Mühlräder (Mahlgang), aber noch keinen Gerbgang; zu jeder Mühle gehörten 1 bis 2 Scheuern, Äcker, Kraut- und Baumgärten sowie eine Wohnung für den jeweiligen Müller.

Von geradezu lebenswichtiger Bedeutung war die Menge des Wassers, die dem Müller zustand. Daher wurde auch genau darauf geachtet, daß am Mühlwerk und Gießbrett, das zur Kontrolle eingebaut war, nichts verändert wurde. Wirkliche und vermeintliche Veränderungen waren oftmals Anlaß für ausgedehnte Prozesse zwischen den Müllern, und 1594 wurde geklagt, daß die Gemeinde Pfaffenhofen das Mühlwerk ihrer (unteren) Mühle zu ihren Gunsten verändert habe.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird die Geschichte der beiden Mühlen deutlicher, so daß es zweckmäßig erscheint, sie jetzt gesondert zu behandeln.

Die untere oder Bürgermühle

Aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg sind uns nur einige Namen von Müllern bekannt: 1560 Christoph Gaiser, 1570 Christoph Gaisers Witwe, 1582 Jakob Müller aus Clebronn, 1590 Michel Müller aus Sersheim, 1612 Endres Müller, der 1611 als Witwer Magdalena Hartmann heiratete und von 1619 bis 1635 auf der oberen Mühle saß, 1616 Leonhard Ben, 1628 Jerg Speidel, 1643 Paulus Gebhard.

Der Dreißigjährige Krieg richtete im Zabergäu schwerste Schäden an. Die obere oder Bogersmühle war total ruiniert und verlassen und, wie es heißt, nur noch ein baufälliges Gemäuer, die untere Mühle scheint hingegen den Krieg besser überstanden zu haben, denn sie war schon 1643 wieder in Betrieb. Als Müller begegnet nun vor 1652 Hans Schörz aus Güglingen, der die Mühle an Hans Schaupp und dessen Sohn Hans Jakob Schaupp von Güglingen um 354 Gulden verkaufte.

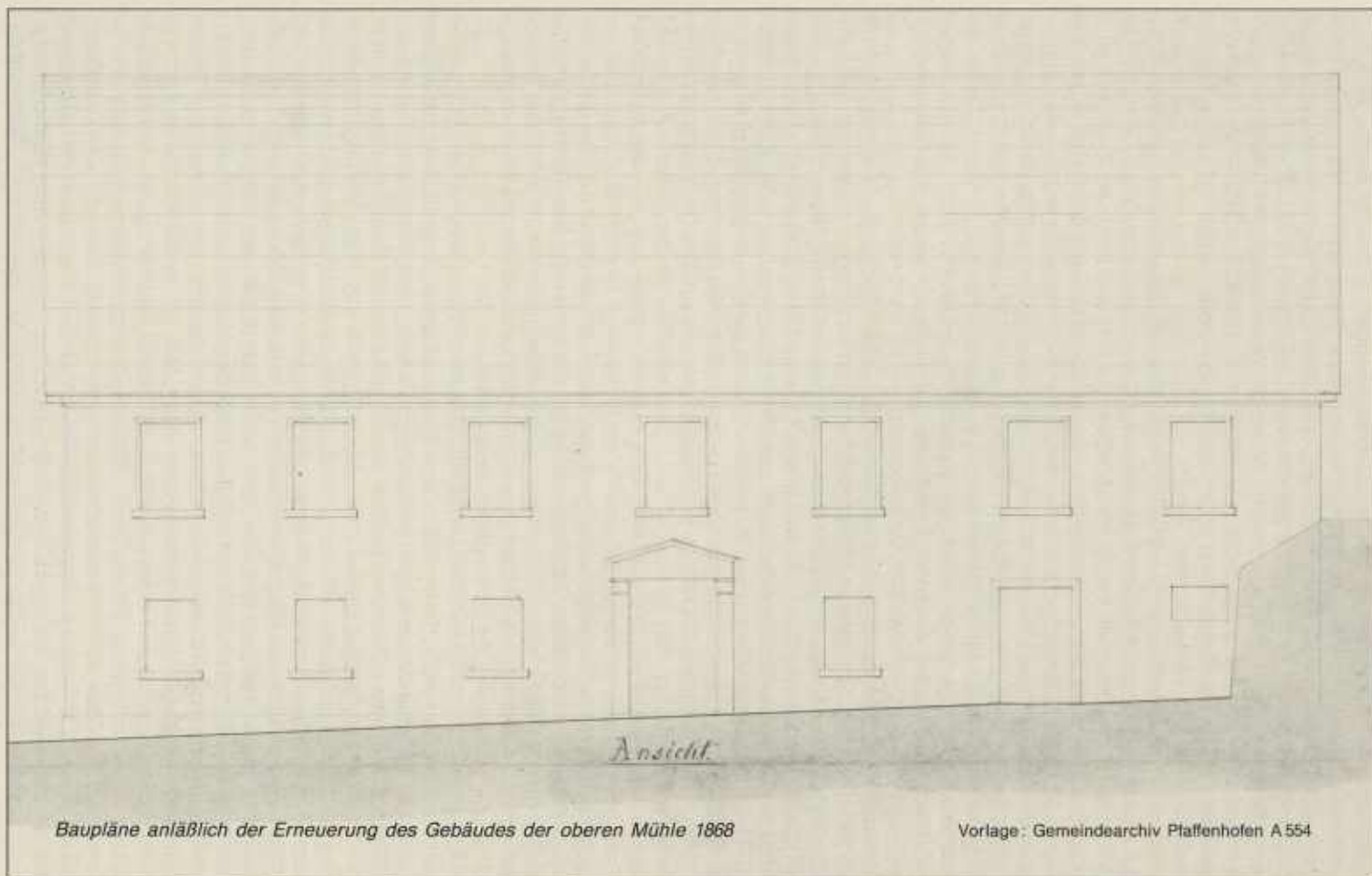
Im Jahr 1663 übergaben (verpachteten) Bürgermeister und Gericht von Pfaffenhofen „des Fleckens eigentümliche Mahlmühle“ an Conrad Lobmüller von Dußlingen um 351 Gulden und 1665 an Hans Siglin für 250 Gulden. Dann kam sie an Zacharias Schäfer, der sie zusammen mit Anton zu der Laut aus Sindelfingen (beides Müller) um 850 Gulden an Hans Jakob Wörner, Zimmermann aus Stuttgart, weiterveräußerte. Der fast doppelt so hohe Übergabepreis läßt vermuten, daß um 1670/80 Veränderungen oder Umbauten an der Mühle vorgenommen wurden. Zur Mühle gehörten, wie aus der Verkaufsurkunde zu ersehen ist, $\frac{1}{4}$ Morgen Garten, 1 Morgen Wiese, $\frac{3}{4}$ Morgen Weinberg und 1 Mosttrotte. Die Gemeinde hatte die Mühle zu unterhalten und vermietete die Müllerwohnung dem jeweiligen Müller. Vermutlich von Wörner ging die Mühle vor 1693 an Johann Carl Schedel über und blieb bis 1720 bei dieser Familie, auch wenn Müller Schedel selbst im Jahr 1711 die Obermühle (Bogersmühle) um 3000 Gulden erworben hatte und diese betrieb.

1720 verkaufte Müller Schedel bzw. seine Frau die untere Mühle mit einem Gerbgang, zwei Mahlgängen und einem unterschlächtigen Wasserrad um 1600 Gulden an Rößlewirt Johann Paludanus aus Güglingen. Dessen Tochter war mit dem Sohn des Güglinger Kronenwirtes Christian Friedrich Meurer verheiratet, und so ging die Mühle nach dem Tod von Paludanus 1725 auf Meurer über. Dabei verzichtete die Gemeinde Pfaffenhofen auf ihr Bestandsrecht und übergab die untere Mühle mit allen Rechten und Pflichten an Meurer, der sie nunmehr als Bestandsherr an andere Müller ausgab. Die Mühle wurde zu einem Anlagekapital und Verkaufsobjekt.

Nach dem Tod ihres Mannes (vor 1729) heiratete Meurers Frau Christine den darmstädtischen Sekretär Georg Friedrich Schlechter, Sohn des Kürnbacher Vogts Georg Philipp Schlechter. Schlechter ließ die Mühle abreißen und 1743 neu aufbauen. Dazu ließ er 15 Wagen gebrochener Steine von der Ruine Blankenhorn holen, um damit eine Scheuer zu bauen. Nach der Mühlordnung mußte bei der Anlage ein Eichpfahl gesetzt werden als Zeichen des „Wasserbaus“. Dieser Pfahl wurde mit einer Grundschwelle und mit einer eisernen Spitze befestigt und oben mit einer eisernen Kuppe und 2 Bändern versehen, auf der die Jahreszahl 1743 und die Buchstaben F. S. eingepreßt waren. In einem Quader am Mühleck wurde eine eiserne Klammer eingegossen. Bis hierher durfte das Wasser des Mühlbachs stehen. Auf diese Weise wollte man Streitigkeiten wegen des Wasserrechts, wie sie oft mit dem Obermüller vorgekommen waren, verhindern.

Mühlordnungen gab es schon lange (1589 zu Calw, 1587 in Stuttgart). Im Jahr 1639 gab es 280 Mühlen in Württemberg. Das Müllerhandwerk wurde damals neu geordnet. Der Lehrling hatte 3 Jahre bei einem Müllermeister zu lernen und dann 3 Jahre zu wandern, ehe er das Meisterstück fertigen und sich in der Amtsstadt als Müller einschreiben lassen konnte. 1729 wurden die Vorschriften für das Meisterstück erschwert. Es wurde verlangt: 1) Herstellung von 2 Mühlsteinen, 2) Herstellung eines zusammengesetzten Bodensteins aus 5 Stücken, 3) Herstellung von einem Läufer, in den eine Haue eingelassen werden mußte, 4) Herstellung eines Kampf- und Scheibengeschirrs mit 5 oder 7 Spindeln, 5) Herstellung eines Kampf- oder Wasserrads mit 3 geschränkten oder gesprengten Armen (aufreißen oder herstellen). Wer letzteres nicht machen konnte, hatte für das Kampfrad 6 Gulden und für das Wasserrad 3 Gulden in die Meisterlade zu entrichten. Die Müller von Güglingen, darunter auch die beiden von Pfaffenhofen, Brackenheim, Lauffen und Stetten baten darum, nach der alten Prüfungsordnung geprüft zu werden. Besonders wehrten sie sich gegen den Bodenstein, da sie hierzu teures Material aus der Heidelberger Gegend oder gemmingenschem Gebiet beziehen mußten. Darauf wurde ihnen erlaubt, gegen eine Gebühr (Kanzleिताxe) die Bodenplatte wegzulassen.

Nach dem Tod der beiden Schlechter kam die Mühle 1761 an deren Erben Stallmeister Kamm und Oberkammerfurier Küster aus Darmstadt sowie Expeditionsrat Nestel aus Stuttgart. Während dieser Zeit arbeiteten folgende Müller auf der Mühle: 1765 Johann Matthäus Sommer, 1768 Carl Meßner aus Kirchheim, 1774 Johann Georg Schick, 1777 – 83 Johann Andreas Meßner, 1784 – 87 Georg Treffinger, 1788 – 1808 Matthäus Friedrich Wolf. Letzterer kaufte 1790 die Hälfte der Mühle um 4000 Gulden von Expeditionsrat Nestel und beabsichtigte, auch die andere Hälfte an sich zu bringen, doch kam ihm 1793 Bürgermeister Koch aus Güglingen zuvor und erwarb die andere Hälfte von Frau Kammerfurier Küster aus Darmstadt um 3500 Gulden. Damit hatte die Mühle zwei Besitzer. 1811 verkaufte Koch seinen halben Anteil an Alt Caspar Häcker, der die Witwe des Müllers Wolf geheiratet hatte, um 4675 Gulden mitsamt einer neuerbauten Scheuer und Ställen. Damit war die ganze Mühle wieder in einer Hand. 1819 gab er dann die halbe Mühle an seinen Sohn Jung Caspar Häcker um 4000 Gulden weiter. Doch jetzt zeigte es sich, daß die Mühle überschuldet war und der Staat 1826 eine Zwangsversteigerung anordnete. Anfangs suchte Häcker durch Bürgschaft seiner Verwandten die Mühle für sich zu erhalten, aber Koch bot 135 Gulden (zusammen 5000 Gulden) als Gläubiger mehr und bekam damit die ganze Mühle zugeschlagen. Freilich zog Koch sich jetzt aus dem Mühlengeschäft zurück und überließ um 5000 Gulden die Mühle Carl Zittel aus Eutingen. Damit kehrten

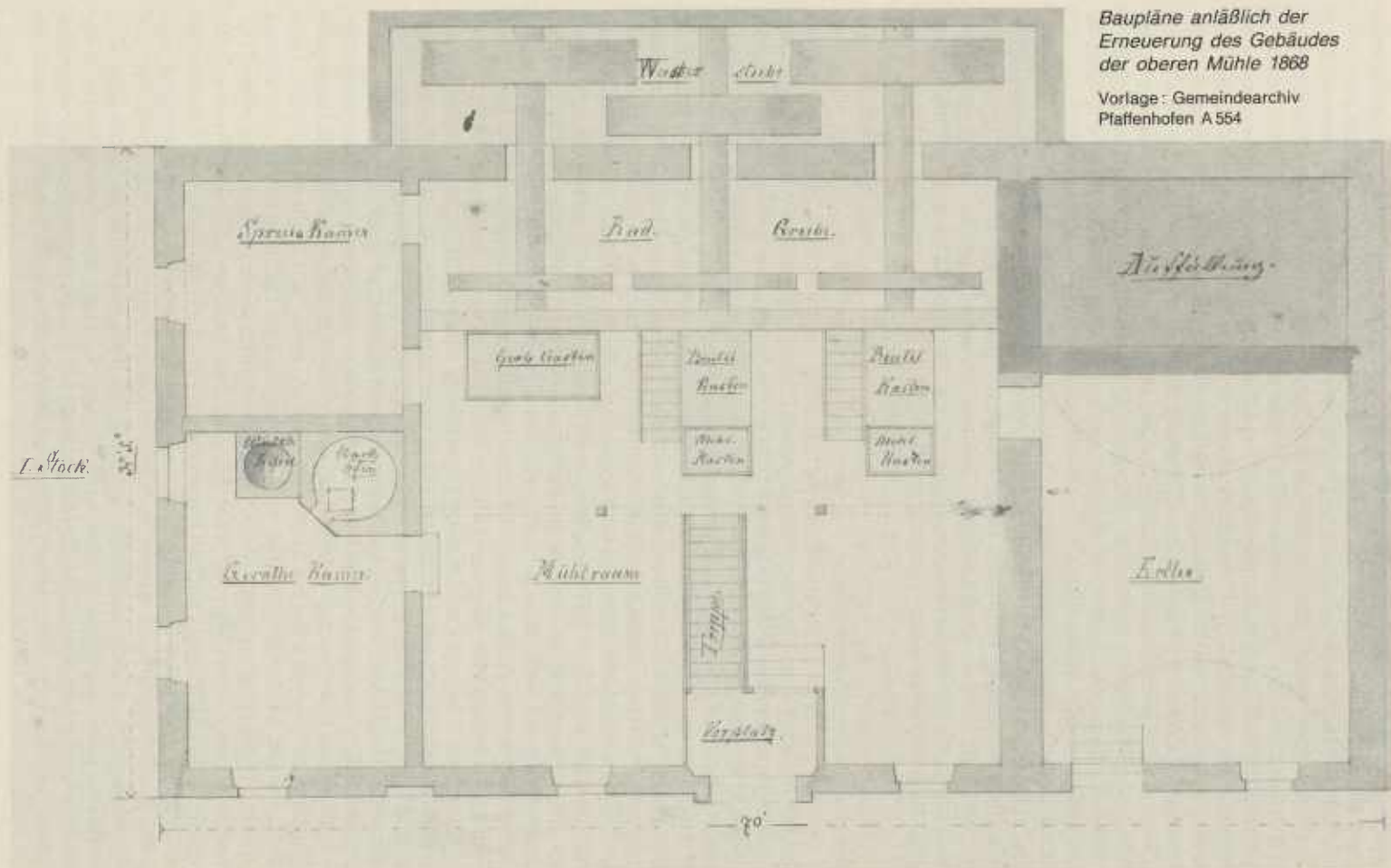


Baupläne anlässlich der Erneuerung des Gebäudes der oberen Mühle 1868

Vorlage: Gemeindearchiv Pfaffenhofen A 554

Baupläne anlässlich der
Erneuerung des Gebäudes
der oberen Mühle 1868

Vorlage: Gemeindearchiv
Pfaffenhofen A 554



I. Stock

wieder geordnete Verhältnisse ein. Zittel war 50 Jahre (1826 – 1876) auf der Mühle. Während seiner Zeit wurden die Zehnten, die auf der Mühle lasteten, abgelöst (1851).

Im Jahr 1876 ging die Mühle nach Zittels Tod an seinen Enkel Friedrich Sommer um 29 143 Mark über. Aus dieser Zeit ist eine genaue Beschreibung vorhanden: Zweistöckiges Wohnhaus mit Mühle vor dem oberen Tor, erster und zweiter Stock aus Stein und vorne ein Walmdach; 2 Mahlgänge; 1 Gerbgang; oberflächliches Mühlrad und 3 Kammräder; freistehende zweistöckige Scheuer, davon erster Stock aus Stein; Anbau westlich der Mühle mit gewölbtem Keller und Durchfahrt (1609); an die Scheuer angebaute Schweineställe mit 8 Abteilungen sowie Kochgarten bei der Mühle. Sommer war bis 1906 auf der Mühle. Am 16. Juli 1906 wurde diese an Gottlieb Horsch von Haberschlacht aufgelassen. Ihm gehörte die Mühle von 1906 bis 1936, dann folgten sein Sohn Gottlieb Horsch (1936 bis 1963) und dessen Sohn Wilhelm Horsch. Im Jahr 1978 mußte letzterer aus Gesundheitsgründen die Mühle stilllegen.

Fassen wir zusammen. Am Anfang war die Mühle in herrschaftlichem Besitz und wurde als Erblehen verliehen (1427), kam dann auf nicht bekannte Weise in den Besitz der Gemeinde (vor 1486) und wurde von ihr als Bestandsmühle verpachtet (bis 1725). Daraufhin ging sie in Privatbesitz über, wobei die Besitzer die Mühle weiterhin verpachteten. Erst 1826 wurde sie Eigenbesitz des jeweiligen Müllers und blieb es bis zu ihrer Stilllegung im Jahr 1978. 1743 wurde sie neu gebaut.

Die obere oder Bogersmühle

Die ältere Geschichte der Mühle wurde schon oben besprochen. Im Gegensatz zu der unteren war die obere Mühle eine Privatmühle. Das geht aus einem Vogtbericht von 1582 hervor. Dort lesen wir: Die Gemeinde Weiler ist „vor Jahren ein vermöglicher Fleck gewesen, jetzt aber in 15 Jahren her in ziemlichen Abgang geraten wegen Kaufung einer Mühle, zu deren Bezahlung sie ihre Wälder (200 Morgen) dermaßen verwüstet haben, daß es zum Erbarmen ist, und haben dadurch solche Mühle wieder von Händen fahren lassen müssen“. Der Name der Mühle ist zwar nicht genannt, aber bei Abwägung der Umstände kann nur die obere Mühle in Pfaffenhofen (nicht die Reisenmühle bei Zaberfeld) in Frage kommen. Die Gemeinde Weiler wollte also eine Bestandsmühle aus ihr machen und, wie bei der unteren Mühle, mit Pächtern besetzen. Der Versuch mißlang, und die Gemeinde Weiler mußte mit Verlust darauf verzichten. Vom Jahr 1575 liegt eine Beschreibung vor (Müller war damals Stoffel Saur): Mühle und Behausung mit Scheuer, 1 Morgen Acker, Baum- und Krautgarten unter und ob der Mühle.

Aus der Geschichte bis zum Dreißigjährigen Krieg ist wenig bekannt. Für 1616 werden Endris Müller und Anstett Schätzle als Obermüller genannt. Danach wäre die Mühle geteilt gewesen. Im Dreißigjährigen Krieg ging die Mühle zugrunde und war unbewohnt. Erst nach dem Krieg begannen Samuel Marx und sein Nachfolger Jakob Boger aus Niederstetten (1666) mit dem Aufbau der Ruine. Damals kam es auch zu einem Streit mit der Gemeinde Pfaffenhofen wegen Unterhaltung des Mühlwegs. Vermutlich mußte Boger zum Bau Geld aufnehmen oder die Mühle verpfänden, denn 1687 heißt es plötzlich: Hans Jakob Rieger, Bestandsmüller auf der Obermühle. Sein Nachfolger war Jerg Balthas Friedrich (1693). Was war geschehen? Näheres erfahren wir aus einem Verkauf von 1711. Hier begegnen als Verkäufer der Mühle (d. h. als ihre Besitzer) die Brüder Friedrich Ludwig, Ulrich Christoph und Friedrich Benjamin von Hoff. Einer von ihnen war Forstmeister im Stromberg gewesen. Die Herren von Hoff hatten die Mühle auf irgendeine Weise, vielleicht durch Borg, an sich gebracht. Auch ein Wasservertrag von 1697 zwischen den Herren von Hoff und dem Obermüller weist auf das Bestandsverhältnis hin. Im Jahr 1711 verkauften dann die Herren von Hoff die Mühle um 2000 Gulden samt einer 1670 errichteten Scheuer an den Müller Carl Schedel, den wir bereits als Untermüller kennengelernt haben. Nach wenigen Jahren (vor 1720) verkaufte Schedel die Mühle um 2169 Gulden an

seinen Schwiegersohn Lamprecht Brehn von Mönshheim weiter, und 1736 kam sie an dessen gleichnamigen Sohn.

In der Folgezeit kam es zu einer Reihe von Verkäufen und Teilungen, die zum Teil auf gespannte wirtschaftliche Verhältnisse hinweisen. 1746 verkaufte Lamprecht Brehn die halbe Mühle weiter an seinen Sohn Israel Brehn, dann kam sie durch Verkauf an Albrecht Käfferle und an Johann Jerg Bauer, Müller zu Einöd bei Großbottwar. Dessen Witwe verkaufte sie 1756 um 3800 Gulden weiter an Martin Schedel. Dabei stellte sich eine starke Verschuldung der Mühle heraus (1800 Gulden), so daß Schedel die Regierung bat, die halbe Mühle versetzen zu dürfen. Diese Überschuldung zeigte sich in den nächsten Jahrzehnten durch verschiedene Teilungen zwischen Eltern und Brüdern der Familie Schedel. Beteiligt waren auch Verwandte, so der Schwager Christian Bilger und Johannes Toberer aus Pfaffenhofen. Alle diese Maßnahmen konnten nicht verhindern, daß die Schuldenlast von 3000 Gulden gegenüber der Hospitalpflege Brackenheim schwer auf der Mühle lastete. So war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie öffentlich zwangsversteigert werden sollte. Das geschah 1813, doch es fand sich kein Liebhaber. Durch Stellung von Bürgen gelang es Martin Schedel, eine Hälfte der Mühle seinem Bruder Christian um 4500 Gulden abzukaufen. Damit war die Mühle wieder in einer Hand. Nach seinem Tod heiratete die Witwe den Müller Jakob Friedrich Roth aus Tailfingen, der die Mühle zusammen mit dem jungen Christian Schedel bis zu seinem Tod 1855 führte. Dann verkaufte seine Witwe 1867 die ganze Mühle um 11 000 Gulden an Gottlieb Balz aus Güglingen. Da die Mühle nicht in gutem Zustand war und nicht mehr den Bedürfnissen genügte, baute sie der neue Besitzer völlig um und legte so den Grund, auf dem sein Sohn und später sein Enkel aufbauen konnten. 1895 übernahm der Sohn Gustav den Betrieb, dann dessen Sohn Karl Friedrich (gestorben 29. 9. 1986), der seinerseits die Mühle 1969 seinem Sohn Ulrich Balz übergab. Aus gesundheitlichen Gründen mußte dieser die Mühle 1979 aufgeben, nachdem er sie vorher völlig neu eingerichtet hatte. Seit diesem Zeitpunkt ist sie stillgelegt. Die Mühleneinrichtung wurde verkauft, so daß heute nur noch das große Gebäude mit seinen Nebengebäuden an die frühere Bedeutung erinnert.

Bemerkenswert ist, daß zwei Familien (Schedel und Balz) die Mühle über 200 Jahre betrieben. Die Schedel waren über 100 Jahre und die Balz ebenfalls über 100 Jahre als Müller auf dieser Mühle tätig, eine Erscheinung, die sicher nicht alltäglich vorkommt. Die Müllermeister des Zabergäus gehörten zur Partikularzunftlade Brackenheim. Diese war schon 1669 vorhanden und umfaßte die Ämter Brackenheim, Güglingen, Lauffen, Liebenstein und die Mühlen in Hohenstein und Schozach. Im Jahr 1797 beschlossen die Müller von Stadt und Amt Güglingen, aus der Müllierzunft auszutreten und sich der Bäckerzunft in Güglingen anzuschließen, weil sie sich von den Kollegen des Brackheimer Amtes zurückgesetzt fühlten. Es waren dies die Müller Christian Fauth in Güglingen, Joh. Siegle in Frauenzimmern, Friedrich Wolf in Pfaffenhofen, Christian und Johannes Schedel in Pfaffenhofen, Rohrmüller Dahn in Kürnbach, Adam Klein in Häfnerhaslach und der Müller von Bromberg. Es kam zu einem mehrjährigen Streit, in den sich die Regierung einmischte und das Gesuch der Müller ablehnte. Außerdem wurde jeder von ihnen mit 2 Gulden bestraft (1804).

Quellenhinweise

Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 602 U 1842; H 101 Bd. 552, 564 und 602; H 102 Bd. 1008; A 228 Bü 1072, 1084, 1008 und 1099; A 249 Bü 932/4; A 206 Bü 2186/7 und 2208; A 261 Bü 1021; A 351 Bü 142. Staatsarchiv Ludwigsburg F 53 Bü 228; F 158 Bü 419–423 und E 173 Bü 5517. Gemeindearchiv Pfaffenhofen, Kaufbücher und Grundbücher.

Vereinsmitteilungen

Nachmittagsexkursion durch Erligheim am 6. Mai 1989

Die Samstagnachmittagsexkursion nach Erligheim hatte einen besonderen Grund: hier wurde vor 201 Jahren die „Zabergäugesellschaft“ gegründet, deren Nachfolge dann vor knapp 100 Jahren der heutige Zabergäuverein angetreten hat.

Zunächst allerdings ging es um die Gegenwart der rund 2000 Einwohner zählenden Gemeinde. Bürgermeister Leibold und Pfarrer Sönnig stellten ihre Gemeinde vor, in der noch immer Kirche, Rathaus und Schulgebäude in unmittelbarer Nachbarschaft beieinanderliegen. Die beiden Schulgebäude haben inzwischen eine andere Nutzung erfahren. Auch das Rathaus wird in wenigen Wochen aufgegeben und ein in unmittelbarer Nähe gelegener Neubau bezogen. Doch bleibt es in öffentlicher Hand, eine Nutzung als Vereinshaus ist in fernerer Zukunft denkbar.

Eine der ehemaligen Keltner ist bereits jetzt zu einem ansprechenden und stimmungsvollen Bürgerhaus umgebaut. Nachgedacht wird über einen weiteren Ausbau dieses Gebäudes. Lösbar jedoch sind solche Aufgaben nur mit Mitteln aus der Dorfsanierung. Daß es in Erligheim viele denkmalgeschützte und erhaltenswerte Bausubstanz gibt, daß in den letzten Jahren die Kommune und private Bauherren tatkräftig restauriert haben, davon konnten sich die Besucher überzeugen. Bis zur 1200-Jahr-Feier im Jahre 1993 wird man, so die Hoffnung des Bürgermeisters, einen abgerundeten und sanierten Ortskern vorstellen können.

Das Innere der Kirche wurde von Pfarrer Sönnig und Kurt Sartorius erläutert. Eine grundlegende Innenrenovierung 1962 hat aus der 1740 erbauten Kirche einen Zweckbau entstehen lassen. Erfreulicherweise wurde jedoch die gewölbte Decke nicht abgebrochen, sondern darunter wurde eine neue waagrechte Decke eingebaut. Der Chor der Kirche dürfte zum Teil noch aus dem Jahr 1100 stammen. Ein Schlußstein mit dem Lamm Gottes als Symbol weist auf Kirchenpatron Johannes den Täufer hin. Bemerkenswert ist weiter die 500 Jahre alte Glocke, die von Glockengießer Bernhard Lachenmann aus Heilbronn vermutlich an Ort und Stelle gegossen wurde. Sie erklingt noch heute zusammen mit zwei anderen Glocken vom Turm der Erligheimer Johanneskirche. Schließlich gibt es noch in der Kirche ein wertvolles Kruzifix, das einst von der Familie Scheuerlen gestiftet wurde.

Mehrfach wurde vom profunden Kenner der Geschichte Erligheims, Kurt Sartorius, dieser Name Scheuerlen erwähnt. Ein bedeutendes Hofgut gehörte der Familie, weiter waren die Scheuerlens Wirte im „Gasthaus zum grünen Baum“. Neben dieser heute noch stehenden Gastwirtschaft steht eine riesige fünfstöckige Scheune, die wohl aus dem 16. Jahrhundert stammt und die in ihrer Art einmalig in unserem Land sein dürfte. Erligheim war in früheren Jahrhunderten begehrter Wohnplatz für bedeutende Familien. Guter Baugrund, Wasser und eine leichte Hanglage begünstigten die Siedlungstätigkeit. Nach Funden und Namen zu schließen, dürften schon die Römer in Erligheim eine *villa rustica* erbaut haben.

Beim Gang durch Erligheim erläuterte Kurt Sartorius immer wieder die unterschiedlichen Besitzverhältnisse des Amtes Bönningheim, zu dem Erligheim, der Michaelsberg und ein Teil von Cleeborn gehörten. Die Orte wurden 793 von der Nonne Hiltburg dem Kloster Lorsch geschenkt, später kamen sie an Mainz. 1785 gelangte dann die Herrschaft Bönningheim an Württemberg. Diese bedeutende politische Umstrukturierung hat wohl dazu geführt, daß sich Persönlichkeiten aus neu- und altwürttembergischen Städten und Gemeinden zur „Zabergäugesellschaft“ zusammengefunden haben, dem Vorläufer unseres heutigen Zabergäuvereins.

Nach dem Rundgang durch Erligheim kamen Mitglieder und Freunde des Zabergäuvereins im „Gasthaus zum grünen Baum“ zusammen, um daran zu erinnern, daß an dieser Stätte vor 201 Jahren die „Öffentliche Gesellschaft zu Erligheim“ – kurz danach die „Zabergäugesellschaft“ genannt – gegründet wurde.

Mitgliedern der „Historischen Gesellschaft Bönningheim“ gelang es, durch eine szenische Darstellung die Zeit um 1785 vor ihren Zuschauern lebendig werden zu lassen. Daß in der Euphorie nach gefallenen Zollschranken der Wille zur Gemeinsamkeit im Zabergäu wuchs, wird verständlich. Es bedurfte nur eines Anstoßes und eines Versammlungsplatzes – schon war die neue Gesellschaft geboren, und bereits im Juli 1785 meldete die Schwäbische Chronik: „Seit dem Merz dieses Jahres besteht diese Gesellschaft, und sie ist schon 60 Personen stark beisammen gewesen!“

So wurde nochmals vor den Mitgliedern und Freunden des heutigen Zabergäuvereins die Gründerzeit, auf die sich der heutige Verein beruft, in besonderer Weise lebendig. Die heutigen Vorsitzenden Dr. Tilman von der Kall und Horst Seizinger bedankten sich bei allen Mitwirkenden des Nachmittags und bei den Besuchern sehr herzlich.

Horst Seizinger

Buchhinweise

Brunhilde Hoffmann: Das Schicksal der jüdischen Familie Jordan in Ober-Erlenbach, Bad Homburg 1988 (Druckschrift im Eigenverlag der Stadt Bad Homburg erschienen).

Die Erkenntnis der Trauer

„Lebt wohl und seid gegrüßt und geküßt“

Als Ergänzung zu der „Geschichte der jüdischen Gemeinden in Kreis und Stadt Heilbronn“ von Wolfram Angerbauer und Hans Georg Frank, Heilbronn 1986 (vgl. ZZV, 4, 1987, S. 53–61), sei an dieser Stelle auf eine Dokumentation hingewiesen, die über das Schicksal der jüdischen Familie Jordan berichtet. Der Familienvater Albert Jordan stammte aus Zaberfeld und dort lebten noch seine Mutter und zwei Schwestern bis zu deren Deportation (siehe auch ZZV, 3, 1986, S. 62–65: W. Angerbauer, Die Juden in Zaberfeld).

Ein Exemplar der Dokumentation wurde der Bibliothek des Zabergäuvereins von der Stadt Bad Homburg freundlicherweise überlassen.

Frau Hoffmann beschreibt die zunehmende Ausgrenzung der jüdischen Bürger aus der Gesellschaft, die in der Deportation und der Ermordung endet. Dieser Prozeß der Entrechtung und der Entmenschlichung (von Opfer *und* Täter) wird durch die chronologische Aneinanderreihung der Gesetze und Verordnungen dokumentiert und, wo nötig, durch sachliche, kurze Erklärungen ergänzt. In diese Schreckenschronik sind Kopien von amtlichen Dokumenten eingearbeitet, die sich auf die Familie Jordan beziehen.

Soweit ist die Dokumentation ein weiterer wichtiger Beitrag zur Geschichte der Juden, der auch von heimatgeschichtlichem Interesse für das Zabergäu ist. Zum erschütternden menschlichen Dokument wird die Arbeit von Brunhilde Hoffmann dadurch, daß sie die seltene Gelegenheit hatte, Briefe der Betroffenen für ihre Dokumentation verwenden zu können, die der Verfasserin von einer Familie gegeben wurden, gefunden auf der Bühne eines Hauses.

Die nicht für eine Öffentlichkeit bestimmten Briefe stellt die Autorin weitgehend unkommentiert in die Reihe der Gesetze, Verordnungen und amtlichen Schriftstücke. Der Leser erfährt dies als so schmerzlichen Kontrast, daß es ihm möglich wird, einen der seltenen Blicke in die Vergangenheit zu werfen, der die menschliche Dimension jener Ereignisse eröffnet. Für Augenblicke wird Geschichte lebendig.

Die Opfer werden dem Leser nicht als Exempel vorgeführt, er muß vielmehr an deren persönlichem Schicksal teilnehmen, er lernt sie kennen und darf sich zusammen mit den Jordans ängstigen, freuen, hoffen und traurig sein. Am Ende erkennt der Leser, welche Klarheit und welche Erleichterung Trauer bewirkt, Trauer um Albert, Betty, Fanny Lieselotte, Pauline und alle anderen.

Einer der Briefe ist in dem neuen Museum zur Geschichte der Juden in Kreis und Stadt Heilbronn in der ehemaligen Synagoge Affaltrach zu sehen, dessen Konzept und Ausstellungskatalog Dr. Angerbauer zusammengestellt hat.

M. Göpfrich-Gerweck

Klaus Ebel: Bodenuntersuchungen an einem ausgewählten Weinbaumischgebiet auf Gipskeuper des Zabergäus. Geogene Abhängigkeiten, nutzungsbedingte Unterschiede, Belastungsfähigkeit der Böden und standortbedingtes Belastungspotential durch Kupfer.

Magister-Arbeit, Universität Mannheim, 1988.

Im einführenden Teil dieser Magister-Arbeit wird das Zabergäu geographisch, geologisch, bodenkundlich sowie klimatologisch nach den gegenwärtigen Kenntnissen zusammenfassend dargestellt.

Im speziellen Teil werden die Kupfergehalte verschiedener Böden in einem kleinen Areal bei Brackenheim untersucht. Die Arbeit bietet einen interessanten Einblick in die derzeitigen Möglichkeiten wie auch in die Schwierigkeiten, die Belastung von Böden durch Schwermetalle zu untersuchen und zu beurteilen. Als nutzungsbedingt ergab sich bei den untersuchten Böden ein Ansteigen des Kupfergehalts von Acker über Wiese zu altem und neuem Weinberg.

Die Arbeit ist in der Bücherei des Vereins.

Tilman von der Kall

Regine Merkle, Gedichte. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Günter Mahal. Melchior-Verlag, Vaihingen, 1987.

Bis jetzt wußten nur ein paar Eingeweihte aus der unmittelbaren Umgebung Freudensteins von dem Vorhandensein dieser Dichterin und ihres dichterischen Werkes, denn um eine solche handelt es sich, und auch das, was von ihr vorliegt, ist beachtlich. Es war Günter Mahal, dem Kustos des Faust-Archivs in Knittlingen und namhaften Faust-Forscher, anlässlich der Baden-Württembergischen Literaturtage in Knittlingen und Umgebung 1987 vorbehalten, Licht in die Person und in das Werk der Regine Merkle zu bringen und beides der Öffentlichkeit bekanntzumachen. Wer das schön aufgemachte Büchlein aus dem Melchior-Verlag, das auf der Vorderseite das Konterfei der Dichterin trägt – es ist wohl das einzig richtige Bild, das von dieser erhalten blieb –, zur Hand nimmt, der wird über den Inhalt der Gedichte in Hochdeutsch und im schwäbischen Dialekt der Gegend, über ihre Themen und Überschriften, aber auch über die Beziehungen darin überrascht sein. Kommt hier ein zweiter Christian Wagner, nur in weiblicher Ausgabe, zum Vorschein? Freudenstein liegt so nahe am Zabergräu, als daß das alles nicht auch uns dort angehe!

Sprechen die dichterischen Äußerungen der Regine Merkle für sich – es sind in der Art Selbstgespräche, Selbstaufmunterungen eines jungen Menschen, dessen Dasein nicht unproblematisch ist, Zwiegespräche mit der Natur und den Blumen, aber auch meditative Texte zum Geschehen, was an sich verwundert –, so läßt uns noch mehr aufhorchen, wie es zu diesem Dichten gekommen ist und was mit der Geschichte dieser Gedichte und den Menschen, die dahinterstehen, zusammenhängt. Günter Mahal ist zu danken, daß er sich der Aufklärung hier mit der größtmöglichen Akribie angenommen hat. Die Spuren hatten sich seit der Jahrhundertwende verwischt oder waren bewußt verwischt worden, was den Schleier bedingt, der über dem Ganzen liegt, über dem Leben und dem Dichten. Wie die Gedichte überhaupt erhalten blieben – es sind jetzt 150 von 500, die Regine Merkle dichtete, sprechen die Kenner –, ist nicht ganz klar. 1970 wurden vom damaligen Ortspfarrer die ersten Proben der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, alle sind Abschriften von Lehrern und Pfarrern, die mit Freudenstein zu tun hatten. Die Originale dürften alle verlorengegangen sein.

Regine Merkle hat von 1875 bis 1903 in Freudenstein gelebt, sie hat sich im Kraichsee, dem Quellort des Kraichbachs, ertränkt. Sie ist auf dem Freudensteiner Friedhof beerdigt worden, das Grab ist aber dort nicht mehr vorhanden. Sie ist in einer Kleinbauernfamilie aufgewachsen. Diese hat die Tochter nicht richtig angenommen, zumal sie anders war als alle anderen Menschen des Dorfes. Das Dichten wurde Regine Merkle so etwas wie ihr Lebenselement oder auch zum Ventil: es ist auffällig, daß sie ein Gedicht mit der Überschrift „Selbstmörderin“ und ein anderes „Am Kraichsee“ verfaßt hat. Wiewohl wir wissen, daß das erste Gedicht von Regine Merkle mit acht Jahren niedergeschrieben wurde, so können wir diese Gedichte nicht datieren. Auf keinen Fall dürfen wir Regine Merkle als die übliche Versemacherin oder als „Freizeitdichterin“ einordnen. Dichten bedeutete für sie Befreiung, sie hat bis zu ihrem Tode um des Überlebens willen gedichtet. Sicherlich haben ihr Vorbilder Pate gestanden, es ist auch nicht zu übersehen, daß diese lyrischen Gedichte wie Konzepte klingen und nicht einen abgeschlossenen Charakter haben, auch kommen sie uns lebensklug vor, so als ob sie aus langer Lebenserfahrung kämen.

Es ist durchaus eine persönliche Schicht, der wir in dieser Gedankenlyrik begegnen. Diese hat zweifellos auch Appellcharakter, aber doch stößt sie auch in Allgemeingültiges vor, gerade in der Frage nach dem Glück. So bedeutungsvoll es ist, daß damit eine fast vergessene Gegend dichterisch ergiebig wird, so müssen wir uns doch die Frage stellen, ob die Tragik dieses Lebens nicht hätte verhindert werden können. Aber das ist eine Fragestellung von heute aus, psychologisch gesehen.

Das Schwäbische der Regine Merkle in ihren Gedichten sollte auch einer Prüfung unterzogen werden, zumal die Gegend um Freudenstein an der Grenze zwischen Schwäbisch und Fränkisch liegt, aber noch mehr deshalb, weil ihre mundartlichen Äußerungen nicht unbedingt dem Vorkommen der Gegend entsprechen, sondern eher den Vorbildern aus dem Strohgräu oder besser noch der Gegend um Tübingen nahekommen, was dann wieder darauf hinweist, wie stark doch Lehrer und Pfarrer ein Dorf im Sprechen geprägt haben. Mahal dürfen wir auf jeden Fall danken, daß er uns diese Dichterin zugänglich gemacht hat. Die Zukunft wird es weisen, ob Regine Merkle sich als Dichterin behaupten und durchsetzen wird.

Michael Ertz

Anschriften der Mitarbeiter:

Dr. Gerhard Aßfahl, Gartenstraße 1, 7129 Zaberfeld

Michael Ertz, Dekan i. R., Reuchlinstraße 14 b, 7518 Bretten

Manfred Göpfrich-Gerweck, Archivar des Gemeindeverwaltungsverbandes Oberes Zabergäu, Rathaus, 7129 Güglingen

Dr. Tilman von der Kall, Leitender Forstdirektor, Heilbronner Straße, 7129 Güglingen

Otfried Kies, Oberstudienrat und Stadtarchivar, Südstraße 34, 7128 Lauffen am Neckar

Reinhard Rademacher M. A., Christophstraße 15, 7400 Tübingen

*Titelbild:
Die untere Mühle (Bürgermühle)
in Pfaffenhofen
Freigegeben durch Regierungspräsidium
Karlsruhe Nr. 209/2766 012*

Herausgeber : Zabergäuverein
Sitz : 7129 Güglingen
Schriftleitung :
Dr. Wolfram Angerbauer
Kreisarchivar beim
Landratsamt Heilbronn
Telefon :
dienstlich (071 31) 63 53 57
privat (070 73) 66 94
Jahresbeitrag : 25,- DM
Girokonto : 005 781599 bei der
Kreissparkasse in Brackenheim
Gesamtherstellung :
Georg Kohl GmbH + Co
Druck + Organisation
7129 Brackenheim